XII. Zweiter Aufguß

Der Monat September neigte sich bereits zur Mitte, und noch immer hatte sich keine Entscheidung in der Frage meines Anstellungsverhältnisses zur Thüringischen Landesbibliothek angebahnt. Der beruflichen Tätigkeit war ich schon regelrecht entwöhnt. Dafür hatte ich mich in den - allerdings bescheidenen - häuslichen Pflichtenkreis mit Putzen, Einkaufen und Mithilfe bei der Babypflege so eingelebt, als hätte ich zuvor nie etwas anderes zu besorgen gehabt. Wenn ich zuweilen vom Badfenster aus meine Blicke hinüber zum langgezogenen Höhenrücken des Ettersberges und dann abwärts auf die Türme und Häuser der Stadt schweifen ließ, suchte ich zwar unwillkürlich auch den grünbewaldeten Hang des Ilmufers, hinter dem sich das Bibliotheksgebäude barg, und dachte bei mir: "Na, was werden sie dort wohl gerade machen?" Doch wie sehr auch die Verschleppung des ursprünglich so unerbittlich scharf geführten Verfahrens verblüffte, rechnete ich auch jetzt noch kaum mit einer Wiederverwendung in meiner bisherigen Dienststelle. "Und wenn", sagte ich mir, "wie sollte sich nach allem Vorgefallenen je wieder ein gedeihliches Arbeitsklima ergeben?"

Unsere Mitbewohner im Haus mochten sich anfangs sehr gewundert haben, weshalb ich nicht mehr frühmorgens zum Dienst aufbrach und abends zur gewohnten Stunde zurückkehrte. Wir haben ihnen deshalb bald reinen Wein eingeschenkt. Wentzels, die jungen Leute im Parterre, waren in der ersten Jahreshälfte übrigens noch weit böser betroffen als wir. Da hatte nämlich der Familienvater für einige Wochen hinter schwedische Gardinen wandern müssen, weil man ihm - seines Zeichens Handelsvertreter für Spielwarenerzeugnisse - ein sog. Wirtschaftsvergehen zur Last gelegt hatte. Wir selbst konnten über Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Urteils nicht befinden. Frau Schröder, die Hauswirtin, ließ dagegen keinen guten Faden an ihrem Schwiegersohn.

"Dieser Lump, dieser Schieber", schimpfte sie, "will sich überall nur mausig machen. Er sollte lieber einer anständigen Arbeit nachgehen."

Das gespannte Verhältnis zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn nebst Familie spitzte sich leider immer mehr zu. Und wir standen mitten zwischen den Fronten. Allerdings bemühten wir uns nach Kräften, nicht in den Strudel der Streitigkeiten gerissen zu werden. Da jede Seite aber versuchte, sobald sich eine günstige Gelegenheit zu bieten schien, uns von der Schuld der anderen zu überzeugen, ließ sich mitunter nur recht mühsam Ballance halten. In einer Hinsicht bestätigte sich freilich die alte Wahrheit, daß, wo zwei sich streiten, der Dritte gut Lachen hat. Vor dem großen Hauskrach hatte nämlich ein reger Naturalienaustausch zwischen Frau Schröder und Wentzels bestanden. Während die jungen Leute der alten Dame von den Beeren- und Gemüseerträgen ihres nahen Schrebergartens etliches überließen, durften sie dafür die im Hausgarten stehenden Obstbäume mit abernten. Jetzt aber waren diese Handelsbeziehungen radikal unterbunden. Dafür wetteiferten beide Teile um unsere Abnahmegunst. Weil es Beeren, Obst und Gemüse auf dem Markt durchaus noch nicht in beliebiger Menge und Auswahl jederzeit zu kaufen gab, griffen wir in der Regel recht gern zu. Rückschauend sage ich mir allerdings, unter den obwaltenden Verhältnissen hätten wir das besser unterlassen sollen. Anderenteils waren wir froh, bei der großen beruflichen Auseinandersetzung wenigstens im Hause mit beiden Parteien ein gutes Auskommen zu haben.

Anfang September waren Wentzels für 8-14 Tage weggefahren. Während ihrer Abwesenheit hatte ich das Amt übernommen, ihre Hühner - 4 Stück an der Zahl - zu versorgen. Bei der vielen Zeit, die mir zu Gebote stand, unterzog ich mich dieser Aufgabe mit aller Gründlichkeit und studierte dabei genau die Lebensgewohnheiten meiner Pflegebefohlenen. Es konnte mich geradezu erbosen, daß die bescheidenste Fresserin von den anderen Hennen immerfort weggehackt wurde. Darum sperrte ich diese verschiedene Male aus und verabfolgte der so garstig behandelten eine Sonderration Körner zum ungehinderten Aufpicken.

Die psychologisch sinnvollste Behandlung dürfte das aber kaum gewesen sein, mußte doch solche offenkundige Bevorzugung der einen die strafweise zurückgesetzten Kolleginnen hinterher zu noch garstigerem Benehmen aufreizen.

Mit unserer kleinen Renate ging es nach einigen Tagen herabgeminderten Befindens Anfang September bald wieder bergauf. Seinen Eltern gab der frischbackene junge Vater damals folgenden Lagebericht über sein hoffnungsvolles Töchterchen:

Seit Mitte der vergangenen Woche ist sie (Renate) eigentlich wieder ganz auf der Höhe. Ich muß schon sagen, es ist ein sehr lebhaftes Kind, das selten mal Ruhe geben und stille halten kann. Man kann nur jetzt noch nicht feststellen, ob es ein gesunder Betätigungsdrang ist oder nervöse Veranlagung. Mit dem Magen scheint sie etwas empfindlich zu sein. In der vergangenen Nacht fing sie schon zwischen 3 und 4 Uhr morgens an, unruhig zu werden und Krawall zu machen. Wir haben dann den Stubenwagen, wie wir es immer in den Fällen zu tun pflegen, in die Küche geschoben, damit wir selbst weiterschlafen können. Als Elfriede nach dem Aufstehen die Küche betrat, bekam sie einen großen Schrecken. Da hatte die Kleine sich aus dem Bett herausgearbeitet, Windeln und Wickeltücher abgestrampelt und lag halb nackt quer im Stubenwagen, wobei sie sich infolge der Klemmlage mit dem Köpfchen etwas aufgeschabt hatte. Das kleine Tuch, welches sie als Kopfschutz hatte, lag unter dem Po und war naß. Schlafen tut unser Kleinchen verhältnismäßig wenig, ich dachte immer, solche kleinen Wesen bestehen nur aus Schlafen und Trinken. Wenn sie nicht gerade schreit oder sich dumm und voll getrunken hat, sieht sie wirklich ganz niedlich aus, eigentlich etwas hübscher als auf dem Bildchen, das wir Euch anbei zuschicken und das im Krankenhaus 2 Tage nach der Geburt aufgenommen wurde. Sie hat nicht mehr so ein dickes Gesichtchen. Morgen wird sie 3 Wochen alt. Da müßte sie ihr Geburtsgewicht von 6 1/2 Pfund wieder erreicht haben. Ich glaube aber noch nicht, daß das der Fall sein wird. Dazu gebärdet sie sich zu quecksilbrig. Besonders gern sehe ich, wenn sie frisch aus der Badewanne kommt. Ulkig klingt es, wenn sie niest, gähnt oder sonstige eigentümliche Laute von sich gibt. Wenn das kleine Ding auch sehr viel zusätzliche Arbeit verursacht und den ganzen Haushalt etwas auf den Kopf stellt, so haben wir doch viel Freude daran.

Am Freitag, 9. September, glaubte ich es mir leisten zu können, für die Dauer eines Tages von Weib und Kind Abschied zu nehmen und zu einer neuen großen Wanderung aufzubrechen. Das Laufpensum entsprach demjenigen der Riechheimer-Berg-Tour. Auf zunächst bekannter Wegstrecke trabte ich über Vollersroda und das Waldrestaurant 'Balsamine' nach dem idyllisch gelegenen Örtchen Buchfahrt, dessen uralte, überdachte Ilmbrücke den Blick in das Reich der Romantik lenkte. Danach ging es aufwärts durch stattliche Buchenwaldungen bis zum Carolinenturm auf dem 497 m hohen Kaitsch. Nachdem ich den Proviantbeutel um einige Schnitten erleichtert hatte, zog ich weiter gen Süden, im Wald von einer Schweigsamkeit umhüllt, wie sie wohl nur der spätsommerlichen Jahreszeit eigen ist, wenn die Vögel ihre Stimme nicht mehr erschallen lassen und milder Sonnenglast in die Schneisen fällt, ohne daß ein Luftzug die Wipfel der hochgetürmten Bäume durchfächelt. Fast bedauerte ich, den Wald zurücklassen zu müssen, doch lockte vor mir Blankenhain, das Hauptziel meiner Wanderung. Bald durchschritt ich das gewiß nie wohlhabend gewesene Landstädtchen mit seinen dürftigen Häuschen, von denen der Putz herabrieselte. Kurz begab ich mich in den Innenhof des in schlichtem Baustil errichteten Schloßgebäudes, weiß mich aber auf keine näheren Eindrücke mehr zu entsinnen. Dann streifte ich abermals durch Wald, Wald und nochmals Wald. Viel Heidekraut grüßte blühend vom Wegesrand. Meinen Gedanken ließ ich freien Lauf. In buntem Wirbel kreisten sie um alles nur Mögliche und Unmögliche und wiesen die Schatten der Gegenwart weit hinter sich. So etwa 2 km vor Bad Berka schlug ich noch einen Bogen nach rechts durch den Dammbachsgrund, durchquerte bei Saalborn ein breites, von Acker- und Wiesenflächen bestandenes Tal und stieg dann den Adelsberg empor. Allerdings brannten mir die Fußsohlen jetzt so sehr, daß ich beschloß, die höchste Kuppe zu meiden und direkten Kurs auf die Bahnstation von Bad Berka zu nehmen. Äußerlich wie innerlich durchsonnt, brachte mich das Bähnchen nach Weimar zurück.

Elfriedes Bruder Gerhard hatte sich mit seiner Frau für Sonntag, 11. September, zu einem Tagesbesuch bei uns angesagt. Die beiden befanden sich auf der Rückreise von ihrem Ferienaufenthalt in Friedrichroda. So gegen 10 Uhr holte ich sie vom Weimarer Bahnhof ab. Gemächlich schlenderten wir durch Stadt und Park nach der Bodelschwinghstraße. Meine Schwiegereltern hatten uns zuvor dringend gebeten, ihnen nichts über meine derzeitige berufliche Misere zu sagen. Da es kaum mein Fall ist, anderen Menschen etwas vorzuspiegeln oder sie über etwas hinwegzutäuschen, behagte mir die Sache ganz und gar nicht. Und richtig: Kaum hatten wir die Schwelle unseres Hauses überschritten, als ich auch sogleich in die Klemme geraten sollte. Doch Elfriede zog Bruder und Schwägerin sofort in das winzige Küchenkabäuschen und wies mich mit den Worten ins Wohnzimmer:

"Da wartet eine große Überraschung auf dich."

Als ich eintrat, blickten mir von der Couch Herr Dr. Iwan und Fräulein Dr. Rößler entgegen. Letztere hatte zum zweiten Mal in diesem Jahr ihre Eltern in Quedlinburg aufgesucht. Hier in Weimar war ihr von meiner dienstlichen Dispensierung und all den vorangegangenen Ereignissen berichtet worden. Und da hatte sie sich gedrängt gefühlt, mich persönlich zu sprechen, um mir, falls ich in Abänderung meines Entschlusses vom April jetzt doch nach der Bundesrepublik streben sollte, einige Tips zu geben. Ich erklärte denn auch unumwunden, daß ich nur dann in der Zone bleiben wolle, wenn das noch nicht abgeschlossene Verfahren wider Erwarten mit meiner völligen Rehabilitierung enden sollte. Über das Wie und Wann der erforderlichen Absetzbewegung könne ich zur Stunde freilich noch nichts sagen. Fräulein Dr. Rößler nannte mir einige Adressen westdeutscher Bibliotheken und bedauerte sehr, daß die im Frühjahr noch offene Stelle in Ulm inzwischen anderweitig besetzt worden sei. Auf alle Fälle solle ich ihr aber, sobald ich im Westen aufgetaucht sei, Nachricht geben.Sie selbst wolle mal Herrn Dr. Siegel, einen früher an der Deutschen Bücherei in Leipzig tätigen, jetzt in München beschäftigten Bibliotheksrat, von meinem Fall in Kenntnis setzen. Wie sie aus eigener Erfahrung wisse, kümmere er sich sehr um solche Berufskollegen, die im Osten in Schwierigkeiten geraten bzw. geflüchtet seien. Ich selbst kannte den Genannten noch von Leipzig her - er hatte dort im Zuge betrieblicher Freizeitgestaltung eine Tischtennisgruppe aufgebaut, der ich mit angehörte; sein stets freundlich -kameradschaftlicher Umgangston hatte mir dabei sehr gefallen -, doch hegte ich in vorliegendem Falle keinerlei Erwartungen. Daß indessen gerade dieser Mann uns ganz entscheidende Unterstützung zuwenden würde, wird im 3. Teil meines Gesamtberichtes näher zu schildern sein. Fräulein Dr. Rößlers spontane Bereitswilligkeit, zu helfen und zu raten, bewegte mich sehr. Ich drückte ihr zum Schluß mit großer Dankbarkeit die Hand. Sehr nett fand ich es aber auch von Herrn Dr. Iwan, sie zu begleiten und mir seinerseits noch ein paar nicht unnützlich erscheinende Empfehlungen, die sich auf das westdeutsche Bibliothekswesen bezogen, zu geben.

Während ich mich bislang anderen gegenüber noch nie so offen über meine Zukunftsabsichten ausgesprochen hatte, mußte ich nun auf der Stelle wieder umschalten, um vor meinem Schwager und seiner Frau als wohlbestallter, sorgenfreier weimarischer Bibliothekarius und zudem glücklicher Familienvater zu erscheinen. Nun, letzteres traf zweifellos zu und bedurfte keiner schauspielerischer Retuschen. So drehten sich denn auch die meisten Gespräche um das kleine Würmchen, das im Stubenwagen strampelte. Gar manches hatten unsere Gäste von ihren Friedrichrodaer Reiseerlebnissen und Naturbeobachtungen zu berichten. Das reiche autodidaktische Wissen meines Schwagers über die Erscheinungen der Natur und des Lebens imponierte mir ausgesprochen. So verlief der Tag in ungetrübter Harmonie, noch verschönt von einem gemeinsamen Spaziergang nach Schloß Belvedere mit der Orangerie und dem dahinter sich erstreckenden Parkgelände.

Ob ich an diesem Sonntag schon einen mit 8.9. datierten eingeschriebenen Brief der Bibliothek in der Tasche trug oder ob ich ihn erst am nächsten

Tag erhalten habe, weiß ich heute nicht mehr. Sein Inhalt mußte aber in jedem Falle großes Erstaunen auslösen. Kampe schrieb:

Thüringische Landesbibliothek Weimar, Platz der Demokratie 1
Herrn Ernst Fleischhack, Weimar, Bodelschwinghstr. 87

Einschreiben! Unser Zeichen Ka/Rö. Weimar, den 8.9.1955

Die Vorfälle in der Landesbibliothek vom 8. und 9. Juni 1955 und die Ergebnisse ihrer Untersuchung veranlassen mich, gegen Sie ein Disziplinarverfahren einzuleiten.
Ich bitte Sie, am Dienstag, den 13.9., zur Entgegennahme der Gründe, um 14 Uhr, in der Bibliothek anwesend zu sein.

(gez.) Kampe
Direktor der Landesbibliothek.

Die ganze Zeit über wurde von dem gegen uns laufenden Disziplinarverfahren gesprochen und auch unsere noch immer bestehende Kündigung darauf bezogen. Und jetzt sollte ein solches Verfahren überhaupt erst mal eröffnet werden. Wie mochte sich das zusammenreimen? Offenbar hatte Dr. Pflaume mit vollem Erfolg die Rechtsgültigkeit der gesamten bisherigen Prozedur angefochten, so daß nun ein zweiter Aufguß fabriziert werden mußte.

Als ich mich am Dienstag nach längerer Abwesenheit erstmals wieder von der Höhe der Bodelschwinghstraße auf den Weg nach der Bibliothek begab, kam ich mir in allegorischer Betrachtungsweise beinahe wie ein Rittersmann vor, der aus fernem Waldwinkel von den Zinnen seiner Burg in die dumpfe Niederung herabsteigt, wobei er gegen die Ränke seiner finsteren Widersacher außer schlichtem Harnisch und Visier nichts anderes aufzubieten hat als das Bewußtsein, für eine gerechte Sache zu streiten. Meine Konzeption war denkbar einfach: Auch bei heftigsten Anwürfen ruhig und gelassen bleiben, grundsätzliche Staatstreue und Dienstwilligkeit beteuern, aber nicht verschweigen, daß ich als Anhänger des christlichen Glaubens nicht allen gesellschaftlichen Vorhaben und Vorgängen in dem Maße zustimmen kann, wie es die SED erwartet.

Die auf 14 Uhr angesetzte Vernehmung verschob sich um zwei Stunden. Ob man während dieser Zeit hinter verschlossenen Türen noch unter sich tagte oder bereits Dr. Pflaume im Kreuzverhör hatte, ist mir entfallen. 16 Uhr kam ich jedenfalls an die Reihe. Der äußere Rahmen hatte sich gegenüber den schrecklichen Inszenierungen der vorangegangenen Versammlungen erfreulich vereinfacht. Am runden Tisch im Chefzimmer saßen neben Kampe lediglich Abteilungsleiter Schmidt und eine Frau Lange von der Kaderabteilung im Staatssekretariat für Hochschulwesen sowie als einzige Belegschaftsvertreterin Frau Roeder. Wie ich vorher zu meiner Beruhigung von Kolleginnen vernommen hatte, sollte diese Frau Lange nicht mit jener gleichnamigen Person identisch sein, die im Juni durch ihre fanatische Aggressivität so kräftig an Herrn Lipferts Sturz mitgewirkt hatte. Beyer, der Scharfmacher und Denunziant, hatte sich wegen Ernteeinsatz entschuldigen lassen. Hervorheben muß ich ferner, daß sich nicht nur das äußere Bild, sondern auch die Art der Vernehmung durch ein größeres Maß an Sachlichkeit auszeichnete. Wohl zielte man nichtsdestoweniger darauf ab, von mir das Eingeständnis begangener Fehler zu hören, bemühte sich aber, die Anschuldigungen ohne drohenden und beleidigenden Beiklang zu formulieren. Als Schmidt und Kampe mir das Wort zu einer Entgegnung überließen, sagte ich zunächst ohne jegliche Einschränkung:

"Zweifellos. Ich habe einen großen Fehler begangen. Ich hätte mich in der Versammlung vom 8. Juni nicht in der Weise äußern dürfen, wie ich es getan habe. Desgleichen hätte ich unterlassen sollen, den Text der Präambel zur neuen Satzung des FDGB umzuformulieren. Ich bereue mein Verhalten."

Nach dieser Antwort ging beinahe hörbar ein Aufatmen durch die Reihe meiner Vernehmer. Jetzt, werden sie gedacht haben, jetzt ist das Ziel gleich erreicht. Weil aber in Deutschland alles gründlich gargekocht sein muß, forschten sie näher nach dem Warum und Wieso meiner Umbesinnung. In der selbstverständlichsten Naivität erwiderte ich daraufhin:

"Nun, der weitere Verlauf hat es ja dann ergeben. Ich bin als Staatsfeind bezichtigt, als Unwürdiger gezeichnet worden, meinen Dienstplatz habe ich räumen müssen, schwere Existenzsorgen sind mir und meinerFamilie erwachsen. Und noch stecke ich mitten drin. Das alles wäre nicht gekommen, hätte ich gefälligst den Mund gehalten."

In dieser unverhohlenen Begründungsweise wollten die Prozeßführenden das Geständnis allerdings nicht akzeptieren. Spürbar enttäuscht erklärten sie, in meinen Worten noch immer jegliche innere Läuterung und die Beteuerung zu vermissen, mich künftig "voll und ganz in positiver Weise für die Belange unseres Staates einzusetzen".

"Ich fürchte", erwiderte ich, "Ihnen das in der Form, wie Sie es wünschen, nicht geben zu können. Aber darauf glaube ich Sie doch hinweisen zu sollen, daß das Staatsbewußtsein, d.h. die Erkenntnis der Notwendigkeit des gemeinschaftsbildenden und -erhaltenden Faktors Staat in mir durchaus hoch entwikkelt ist. Schließlich habe ich meine Arbeit in der Bibliothek keineswegs nur deshalb verrichtet, weil ich damit meinen persönlichen Unterhalt verdiene, sondern zugleich auch in dem Wissen, damit einen zwar bescheidenen, aber doch nützlichen Dienst an der Gemeinschaft zu leisten. Diese Einstellung bliebe auch in Zukunft für mich verbindlich. Zu einem marxistischen Bekenntnis lasse ich mich jedoch als Christ nicht pressen. Das hat unsere Verfassung im übrigen auch nicht vorgesehen."

Damit waren wir quasi zum Ausgangspunkt zurückgekehrt. Und das Ringen begann von neuem.

"Niemand verlangt von Ihnen", hielt mir die Gegenseite vor, "Ihrem christlichen Glauben abzuschwören oder der Partei der Arbeiterklasse als Mitglied beizutreten. Was wir aber verlangen können und müssen, ist, daß Sie als Staatsbediensteter die Grundlinien unserer gesellschaftlichen Ordnung bejahen und deren Gesetze respektieren. Mit Ihren herabsetzenden Äußerungen haben Sie aber das Gegenteil davon getan. Und allein aus diesem Grunde haben Sie sich hier zu verantworten."

"Ich gebe wohl zu, daß meine Äußerungen in der Versammlung ziemlich grob formuliert und erregt herausgeschleudert worden sind", räumte ich ein, "doch sollte berücksichtigt werden, daß diese bedauerliche Zuspitzung mit Sicherheit unterblieben wäre, wenn sie der Herr Beyer durch sein arrogantes und unduldsames Auftreten nicht selbst erst hervorgerufen hätte. Eine Art Korrektur hatten wir ja postwendend nachgeliefert mit unserem Präambeltext. Die Tatsache aber, daß man auch an dieser - wie ich meine - sehr maßvollen Fassung keinen guten Faden gelassen und uns dieses ganze Verfahren mit seinen demütigenden Maßnahmen aufgezwungen hat, beweist aber nun leider, daß unsere gewiß sehr scharfe Kritik in der vorangegangenen Versammlung so unrichtig eben doch nicht gewesen ist. Daher wiederhole ich noch einmal: Ich erblicke in allen meinen Äußerungen einen verhängnisvollen Fehler; denn sie haben keiner Seite genützt, sondern im Gegenteil nur Schaden gestiftet, nicht zuletzt mir selbst und meiner Familie. Als in keiner Hinsicht zutreffend kann ich sie aber nur dann widerrufen, wenn ich die Einsicht ihrer absoluten Unrichtigkeit erlangt haben sollte."

Man ließ das zuletzt Gesagte zunächst beiseite und hakte erneut beim Pflichtenkodex des Staatsbediensteten ein:

"Selbst wenn Sie in diesem oder jenem Punkt glaubten, abweichender Ansicht sein zu müssen, hätten Sie sich als Staatsbediensteter nicht in einer derart provozierenden Art und Weise gehen lassen dürfen. Das sehen Sie doch hoffentlich ein."

"Nein, das ist mir gar nicht klar", fuhr ich, jetzt hartnäckiger als zuvor, dazwischen. "Im Augenblick der leidigen Äußerungen übte ich ja keine dienstliche Funktion aus. Es war eine interne gewerkschaftliche Versammlung, bei der wir ausdrücklich zu freier Aussprache aufgefordert worden sind. Ich habe lediglich von meinem auch in der Verfassung verbürgten Recht der freien Meinungsäußerung Gebrauch gemacht. Daß Ihnen die inhaltliche Aussage nicht gefallen hat, steht auf einem anderen Blatt. Meine dienstlichen Verpflichtungen

habe ich damit jedoch in keiner Weise verletzt."

Nun versuchte Schmidt, vor allem aber die bis dahin schweigsam gebliebene Frau Lange, mir in breitgewalzten Ausführungen klarzulegen, daß ich den Anforderungen, die an einen Staatsbediensteten gestellt werden müssen, einfach nicht genüge, wenn ich meine fachlichen Arbeiten zwar korrekt verrichte, den gesellschaftlichen Aufgaben aber eine gänzlich negative, ablehnende Einstellung entgegensetze. Um der Argumentation noch verstärkten Nachdruck zu verleihen, lasen sie mir den betreffenden Abschnitt aus der 'Verordnung über die Pflichten und Rechte der Mitarbeiter der staatlichen Verwaltungsorgane - Disziplinarordnung - vom 10. März 1955' vor:

Die Mitarbeiter der staatlichen Verwaltungsorgane der Deutschen Demokratischen Republik haben die Interessen der Macht der Arbeiter und Bauern jederzeit zu vertreten, diese Macht zu festigen und zu schützen. Sie müssen das Vertrauen der Werktätigen besitzen und sich der hohen Verantwortung vor der gesamten Gesellschaft stets würdig erweisen. Ihre Aufgaben haben sie verantwortungsbewußt für die Sache des Staates der Arbeiter und Bauern zu erfüllen.

Die Mitarbeiter des Staatsapparates haben sich innerhalb und außerhalb ihrer dienstlichen Tätigkeit aktiv für die Verwirklichung der Ziele der Deutschen Demokratischen Republik einzusetzen, am gesellschaftlichen Leben vorbildlich zu beteiligen, die demokratische Gesetzlichkeit zu wahren, das Volkseigentum zu schützen, Wachsamkeit zu üben und feindliche Auffassungen und Handlungen jederzeit zu bekämpfen.

Diese Sätze waren in der Tat sehr aufschlußreich und verdeutlichten mir erneut, welch schwierige Position ich hier zu verteidigen hatte. Dennoch wollte ich nicht aufstecken.

"Solche Bestimmungen bereiten mir in der Tat große Pein", gab ich zu bedenken. "Als überzeugter Christ muß ich ja manche gesellschaftlichen Dinge anders sehen und beurteilen als Sie von marxistischer Warte aus. Daß ich mit meiner Einstellung in Ihren Augen als rückständig gelte, ist ganz klar und kann ich nicht hindern. Dagegen aber verwahre ich mich, als rein negatives oder gar staatsschädigendes Element bewertet zu werden. Wie ich Ihnen schon sagte, habe ich ja gerade als Christ ein bewußtes Arbeitsethos, das ich ohne Einschränkungen unserem Staat entgegenbringe. Mehr aber als das kann ich nicht bieten. Im übrigen sollten Sie wissen: Leute wie mich können Sie in ihrer inneren Haltung nicht von heute auf morgen ummodeln. Dazu bedarf es einiger Geduld und Überzeugungskraft. Meines Wissens fordert die SED-Führung von ihren eigenen Funktionären solche Geduld bei der politischen Schulungsarbeit. Und mit Recht. Wir leben ja nicht mehr im Staate Hitlers, wo angeordnet wurde und schlagartig zugestimmt werden mußte. Der Herr Beyer aber hat trotz gegenteiliger Versicherungen in seinem Referat de facto herzlich wenig Verständnis und Duldsamkeit an den Tag gelegt. Sonst hätte er den ganzen Schlamassel hier nicht eingerührt und im Grunde belanglose Unmutsäußerungen an die große Glocke gehängt. Was hat das ganze Verfahren doch für einen Aufwand erfordert: mehrere Dienstreisen von Berlin nach Weimar und umgekehrt, erheblicher Arbeitsausfall in der Bibliothek usw.! Alles auf Kosten unseres Staates! Und nur, weil dieser Mann sich interessant machen, sich aufplustern und hochspielen wollte - zu Lasten politisch zurückgebliebener, gewiß, sonst aber absolut harmloser, arbeitswilliger Mitmenschen. Eigentlich sollten nicht Herr Dr. Pflaume und ich, sondern Herr Beyer hier Rechenschaft ablegen. Er hat es aber offensichtlich vorgezogen, sich zu drücken."

Es war eine ziemlich verwegene Anklage, die ich, obwohl mit dem Rücken zur Wand stehend, hier herausschmetterte. Noch im Juli hätte sie mir Kopf und Kragen kosten können. Selbstverständlich ließ man sie auch an diesem Tage nicht gelten, sondern nagelte mich erneut bei meinen 'Verfehlungen' fest. Es war meinen Vernehmungsrichtern aber doch die uneingestandene Einsicht abzuspüren, den Bogen vordem entschieden überspannt zu haben. Nach 1 1/2Stunden durfte ich den Raum verlassen. Bis zum Schluß hatte ich meinen Standpunkt im wesentlichen behaupten können.

Dr. Pflaume, der sich ganz gewiß nicht minder unnachgiebig gezeigt hatte, sagte mir hinterher, innerhalb von 14 Tagen, also spätestens bis zum 27.Septem-

ber, müsse dem Disziplinargesetz zufolge über unser Geschick entschieden worden sein. Die Bezüge für den ganzen Monat September hätten wir in jedem Falle noch zu erhalten. Das räumte eine große Sorge aus dem Wege. Obwohl während der Verhandlung Frau Röder eifrig mitstenografiert hatte, ich mir aber nicht völllig sicher war, mich mündlich jeweils so klar und einhellig ausgedrückt zu haben, wie die Sache es gebot, formulierte ich gleich am nächsten Tag meine Konzeption noch einmal schriftlich und sandte die so entstandene und als Schlußbekenntnis gedachte 'Erklärung' am 16. September über den Direktor der Thüringischen Landesbibliothek an das Staatssekretariat für Hochschulwesen. Wenn man, wie es auf diesen Blättern geschieht, über Begebenheiten berichtet, die nahezu 15 Jahre zurückliegen, und dabei seine eigenen Worte in gebundener Rede wiedergibt, kann man der Versuchung nur schwer entrinnen, sie nachträglich vorteilhafter, abgerundeter und treffsicherer zu setzen als im tatsächlichen Moment des Ausspruches. Schriftliche Dokumente hingegen stehen als untrügliche Zeugen bis auf den heutigen Tag. Und darum möchte ich nicht darauf verzichten, das Schreiben vom 16. September hier in vollem Wortlaut einzufügen:

An das Staatssekretariat für Hochschulwesen, Weimar, am 16. Sept. 1955
Abt. Bibliotheken,
u.d. Direktion d. Thür. Landesbibliothek
z.Hd. Direktor Kampe
Weimar, Platz d. Demokratie 1

Erklärung

Den Vertretern des Staatssekretariats für Hochschulwesen und dem Direktor der Thüringischen Landesbibliothek danke ich, daß sie mir am 13.9.1955 Gelegenheit gegeben haben, um zu den gegen mich vorliegenden Anschuldigungen selbst Stellung zu nehmen.
Ich bedauere außerordentlich, daß meine kritischen Äußerungen vom 8. und 9. Juni d.J. zu einer so starken Verstimmung bei der vorgesetzten Behörde geführt haben. Es ist mein Bestreben, in Zukunft von mir aus alles zu vermeiden, was ähnliche Konflikte hervorrufen könnte, weil diese, wie der gegenwärtige Fall erweist, nicht nur mir persönlich und meiner Familie, sondern - denken wir allein an den Ausfall von Arbeitszeit und Arbeitskräften - auch Staat und Betrieb zum Nachteil gereichen.
Ich bin allerdings nicht in der Lage, in den nun einmal bekundeten Ansichten als solchen, wie ich sie in den nachfolgenden Aussprachen erläutert habe, etwas Unrechtes oder Verleumderisches zu finden; denn ich habe nicht in provokatorischer Absicht gehandelt, sondern nur nach ausdrücklicher Aufforderung zu freier Aussprache die Dinge aufrichtig - in der Debatte vom 8.6. zwar etwas erregt und unpräzisiert - so beschrieben, wie ich sie vom Standort meiner Welt- und Lebensauffassung aus sah und beurteilte.
Ich bedauere also meine Äußerungen nachdrücklich, kann sie aber nicht als eine gewissensmäßige Schuld anerkennen.
Es ist für mich als einen Christen, der seinen Glauben im Leben ernst nimmt, wirklich nicht gut möglich, zu einer Reihe von Punkten in der Politik der SED ein unbedingtes Ja zu sagen. Nun wird von der vorgesetzten Behörde auf der einen Seite betont, man brauche in der DDR auch als Staatsangestellter kein Marxist zu sein und kann seine eigene Weltanschauung haben, wenn man nur die ihm übertragenen Aufgaben zur Zufriedenheit des Staates erfüllt und als Staatsbürger eine demokratische Gesinnung an den Tag legt, zum anderen aber verlangt man von den Angehörigen des Staatsapparates, wenn auch nicht die Parteimitgliedschaft, so doch die entschiedene offene und innere Zustimmung zur Politik der SED, wie es mir in der Aussprache vom 13.9. ja auch ganz deutlich zu verstehen gegeben wurde. Doch schließlich kann nur einer der beiden Grundsätze amtlich und maßgebend sein. Sollte es letzterer sein - und zwar auf gesetzlicher Basis -, dann bliebe mir allerdings nichts anderes übrig, als aus dem öffentlichen Bibliotheksdienst auszuscheiden und mir ein anderes berufliches Fortkommen zu suchen. Sollte es jedoch der erstgenannte sein, dann darf ich auch das Recht beanspruchen, in unserem Staat nach meinen Kenntnissen und Fähigkeiten beruflich eingesetzt zu werden.
Denn in diesem Sinne möchte ich folgendes noch zu bedenken geben: Trotz der inneren Vorbehalte habe ich die staatliche Ordnung in ihrer jetzigen Gestalt in meiner praktischen beruflichen Arbeit stets bewußt vertreten, weil mir klar ist - und das nicht zuletzt gerade als Christ -,

daß ohne Staatsapparat, ohne staatliche Lenkung Gerechtigkeit, Ordnung und eine gesellschaftliche Aufwärtsentwicklung unmöglich ist. Es dürfte der Anklagevertretung sehr schwer fallen, mir in meiner dienstlichen Tätigkeit, die ja zugleich vor der und für die Öffentlichkeit geschieht, ein Verhalten nachzuweisen, das den Anforderungen, die an einen verantwortungsbewußten Mitarbeiter des öffentlichen Bibliotheksdienstes gestellt werden, zuwiderliefe. Aber auch aus meinem sonstigen staatsbürgerlichen Verhalten müßte eigentlich so viel klar geworden sein, daß ich kein Mensch bin, der mutwillig provoziert oder eine Agitation gegen den Staatsapparat treibt. Ich bin parteilos und verfechte kein politisches Programm. Es ist mir auch niemals in den Sinn gekommen, faschistische, militaristische oder sonstige menschheitsfeindliche Tendenzen zu befürworten, weil ich diese ganz grundsätzlich ablehne und ächte und bereits als Schüler in der Nazizeit darunter sehr litt. Wenn ich in einer Betriebsversammlung von meiner persönlichen Sicht aus zu politischen Fragen Stellung genommen habe, dann geschah dies, weil mir die Lebensfragen unseres Volkes am Herzen liegen und ich meine Meinung, die sich in dem hier zur Erörterung stehenden Fall mit derjenigen der BGL und der Mehrzahl meiner Kollegen deckte und zu einer gemeinsamen Eingabe führte, dazu zur gefälligen Prüfung und Beachtung vorlegen wollte. Nach Ansicht der Vertreter der SED mag der von mir mitverfaßte Diskussionsbeitrag zum Satzungsvorschlag des FDGB fehlerhaft und für sie unannehmbar sein. Ein strafwürdiges Vergehen ist er deshalb nicht.
Im übrigen bin ich der festen Überzeugung, die zugleich meine Auffassung von demokratischer Meinungsfreiheit noch einmal umreißt: Wir leben nicht dazu auf der Erde, um uns gegenseitig unsere politischen, religiösen oder sonstigen Grundsätze aufzunötigen, sondern um uns miteinander zu verstehen und bei aller Vielfalt des Glaubens und der Gesinnung gemeinsam das Dasein zu meistern. Nur in gegenseitiger Achtung und Toleranz, die selbstverständlich nicht die Duldung von menschheitsfeindlichen Bestrebungen wie Faschismus, Militarismus und Rassenhetze einschließen darf, kommen wir vorwärts. Es wäre mir sehr schmerzlich, wenn ich meinen bisherigen Arbeitsplatz auf Anordnung der vorgesetzten Behörde verlassen müßte.

(gez.) Ernst Fleischhack

Während ich im Hinblick auf eine Wiederbeschäftigung in der Landesbibliothek trotz des gemäßigteren Klimas bei der jüngsten Vorladung durchaus keine hochgespannten Erwartungen hegte und weiterhin große Sorgen mit mir trug, bewegte in diesen Tagen ein politischer Vorfall nicht nur mein, sondern das Interesse wohl aller Deutschen in Ost und West. Ich meine die Moskaureise des westdeutschen Bundeskanzlers Dr. Konrad Adenauer. Mit größter Anteilnahme lauschte ich vor dem Rundfunkgehäuse den Übertragungen und Interviews Radio Frankfurts. Die aufrechte Art und Weise, in der der greise Kanzler für die deutschen Belange in der Metropole der bolschewistischen Weltrevolution focht, wo man sonst nur Speichellecker und Lakaien zu empfangen gewohnt war, imponierte mir ungemein. Diplomatische Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik wurden aufgenommen. Die noch immer in Rußland festgehaltenen deutschen Kriegsgefangenen - in der Sprache der SED-Presse hießen sie 'Kriegsverbrecher'- sollten in Kürze in ihre Heimat entlassen werden. Aber durfte man sonst noch irgendwelche Hoffnungen an die Moskauer Begegnung knüpfen? Würde sich ein neues Rapallo anbahnen? Immerhin mußte ich es als grotesk genug empfinden, daß Bulganin, der sowjetische Regierungschef, und Chrustschow, der Parteigewaltige, mit dem bisher stets nur als Erzreaktionär und Kriegshetzer abqualifizierten Kanzler der Bundesrepublik höfliche Trinksprüche wechselten, während in ihrem deutschen Herrschaftsbereich kleinen Bediensteten wegen kritischer Meinungsabweichungen ein wochenlanger Disziplinarprozeß angehängt wurde.

Am Sonnabend, 17. September, fuhr ich für drei Tage nach Leipzig bzw. Markkleeberg. Elfriede fühlte sich gesundheitlich soweit wieder auf dem Posten, um mich für diese Zeit entbehren zu können. Auch unser Renaten-Kind schien zu gedeihen. Es krakeelte und strampelte eifrig in seinem Körbchen. Nun war diese Reise aber nicht als reine Vergnügungsfahrt gedacht. In erster Linie wollte ich die Schwiegereltern über den Stand der Dinge und unsere geplante 'Marschroute' gründlich informieren, weil man so etwas den Briefen nicht gern anvertraute. Verfassungsrechtlich war das Postgeheimnis zwar garantiert,

doch pflegte die Praxis bekanntlich anders auszusehen. Meine Mutter hatte ich gebeten, doch möglichst auch nach Leipzig zu kommen. Es klappte alles nach Wunsch. Trotzdem mein Verfahren den gefährlichsten Punkt offensichtlich überschritten hatte, gelangten wir doch einmütig zu der Überzeugung, daß im Hinblick auf eine gedeihliche Zukunft ein neuer Anfang in Westdeutschland die vernünftigste Lösung darstellt, mochte sie auch für alle Teile zunächst schmerzlich und entbehrungsreich sein.

Neben dem Hauptanliegen, der gründlichen Aussprache mit den Schwiegereltern und meiner Mutter, erledigte ich in diesen Tagen noch etliche Verwandten- und Bekanntenbesuche. Über sie näher zu berichten, würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen. Eine kleine Begebenheit möchte ich jedoch nicht ganz unerwähnt lassen. Bei ihrem Weimarer Besuch hatte mir Elsbeth erzählt, daß einige Wochen vorher mein Schulklassenkamerad Manfred Börner mit Familie in Waldenburg aufgetaucht sei und sich auch nach mir erkundigt habe. Sollte ich mal wieder nach Leipzig kommen, so habe er ausrichten lassen, möchte ich ihn doch in seiner Wohnung - Tschaikowsky-Str. (Nummer habe ich vergessen) - besuchen. Er würde sich sehr freuen. Da ich es sehr nett gefunden hatte, daß er sich meiner noch erinnerte, tat ich am Sonntag vormittag wie empfohlen und traf ihn auch mitsamt Familie an. Manfred Börner, Sohn eines einfachen Strumpfwirkers aus Oberfrohna, war in der Schule mit Abstand unser Klassenbester gewesen, in allen Fächern eigentlich gleich gut beschlagen. Als Angehöriger des Jahrganges 1925 fast ein Jahr vor mir zu den Fahnen gerufen, hatte er es in den letzten Kriegstagen dank seiner Tüchtigkeit sogar noch zum Leutnant gebracht. Auch jetzt - das spürte ich sogleich - befand er sich wieder auf ziemlich hoher Sprosse. Er wohnte in einer komfortabel großräumigen Bürgerhauswohnung mit Stuckdecken, verfügte über eine gutmöblierte Einrichtung, über Plattenschrank und Tonbandgerät, Dinge also, von denen wir damals noch kaum zu träumen wagten. Beruflich fungierte er z.Z. als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Slawistischen Institut der Universität. So weit, so gut. Was mich jedoch nachhaltig befremdete, war, daß er sich diesmal nicht nur auf Grund seiner beachtlichen geistigen Fähigkeiten in Front gebracht, sondern unzweifelhaft auch der parteipolitischen Trumpfkarte bedient haben mußte. Er sprach nämlich nicht etwa in ironischen Anführungszeichen, sondern in solcher Selbstverständlichkeit von "unserer Republik" und den "begrüßenswerten Förderungsmaßnahmen unseres Staates", daß ich sogleich hellhörig zu werden begann und mir allergrößte Zurückhaltung auferlegte. Naheliegenderweise erwähnte ich meine derzeitige berufliche Misere mit keinem Wort. Jahre später hörte ich von einem anderen ehemaligen Schulkameraden, Börner sei jetzt höherer Referent für Bildungsfragen im Zentralkomitee der SED in Berlin.

Sonst aber nahm ich noch einige freundliche Eindrücke von meiner Leipzig-Fahrt nach Weimar mit. Am Montag abend hatte ich einen regen, netten Erzählabend bei Freund Heinz Bassenge und seiner so gut zu ihm passenden jungen Frau verbracht. Ein ausgedehnter Streifzug durch das dichtbegrünte Connewitzer Auengehölz unter dem milden Strahlenglanz der Septembersonne war am Vormittag vorausgegangen. Bei diesem Gang stieg noch einmal meine Leipziger Praktikumszeit lebendig in mir auf. Wie hatte ich doch dort unter dem belaubten Dach so manches Mal meinen Lernstoff memoriert und bewegenden Problemen nachgegrübelt!

Vielleicht sollte ich auch meiner letzten großen Thüringer Wanderung noch ein paar Zeilen widmen. Noch graute der Morgen, als ich am Freitag, 23. Sept., vom Oberweimarer Bahnhof nach Jena fuhr. Die Herbsteszeit hatte sich schon angekündigt. Über Grashalmen und Gesträuch lag ein dichter Flor reifbeträuften Spinnengewebes. Zeitweilig vermochte das Auge kaum tiefer als 20 bis 30 Meter weit in die Nebelwand einzudringen. Trotz dieser Sichtbehinderung fand ich am Stadtrand von Jena den gewünschten Aufstieg, der mich nach schroffem Zickzackkurs auf halber Höhe einem schmalen, aber nahezu waagerecht verlaufenden Weg zuführte, der sog. Horizontale. Auf dieser ging es nun eine sehr lange

Strecke dahin, der Karte nach um die Kernberge herum, doch konnte ich weder erkennen, welche Hänge sich über mir zur Linken wölbten noch welche Abgründe zur Rechten ins Tal glitten. Endlich wies mein Pfad in eine Senke. Ich entdeckte dort ein Steingemäuer, den Fürstenbrunnen. Wiederum aufwärtsstapfend durch taufeuchten Buchenwald, Wöllmisse genannt, erreichte ich nach geraumer Wanderzeit Burgrabis und das beliebte Jenenser Ausflugsrestaurant mit dem ungewöhnlichen Namen 'Luftschiff'. Zur Zeit war es aber geschlossen. Nunmehr wieder rückwendend suchte ich mich über das Drakendorfer Vorwerk der uralten Ruine Lobdeburg entgegenzutasten. Ihr abgebröckelter Turmstumpf war mir auf früheren Heimfahrten nach Waldenburg ins Auge gefallen und hatte in mir den Wunsch wachgerufen, das Burggelände einmal zu ersteigen. Auf einem schmalen, zuletzt stark abfallenden Grat gelangte ich schließlich an das mir gestellte Wanderziel. Außer einem noch gut erhaltenen gerundeten Erker bestand die Ruine nur noch aus stark verwitterten Grundmauerwerk, das wohl noch aus dem Jahr der Besitznahme (1166) stammen mochte. In dem wallenden Nebelgrau würde es gewiß ein geeigneten Motiv für Caspar David Friedrich dargeboten haben. Längs des Spitzberges (oder Johannisberges), wo ich auf freier Fläche ein mittels Ballon abgetriebenes Flugblatt der westdeutschen SPD auflas, das Elfriede zu Hause aber spornstreichs in den Ofen verfrachtete, weil auf Besitz oder gar Weiterverbreitung solch illegalen Lesestoffs Gefängnisstrafe stand, erreichte ich ein zweites Mal den Fürstenbrunnen. Dort tummelte sich jetzt eine wandernde Schulklasse. Als ich auf der 'Horizontalen' wieder in weiten Bogenlinien die Kernberge umlief, mich dabei u.a. durch die abgestürzten Muschelkalkblöcke der 'Diebeskrippe' zwängend, verflüchtigte sich endlich der Grauschleier und gab immer häufiger einen Ausblick ins Saaletal frei. Von den kahlen, sehr steilen Hängen schimmerte das helle kalkige Felsgestein und verlieh dem Bild nahezu alpin-gigantische Züge. Eigentlich hätte ich nun Grund gehabt, über den zwar noch immer leicht diffusen, aber wärmespendenden Sonnenglanz freudig zu jubeln, doch überkam mich im Gegenteil ein Hauch ernster Schwermut. Er durchflocht das vor meinen Augen ausgebreitete, mich an sich so überaus entzückende, ja begeisternde Landschaftsbild mit den wehmütig schwellenden, in ihrem eigenartigen Reiz kaum deutbaren Klängen des zweiten Themas aus dem ersten Satz der 'Pathetique' Peter Tschaikowskys. Wohl verloren sie sich über kurze Strecken, kehrten dann aber jeweils verstärkt in einer Intensität zurück, wie ich sie so im Konzertsaal vorher nie vernommen hatte. Ich mußte mir immer wieder die feucht gewordenen Augenwinkel wischen. Und mit einem Mal wußte ich auch, was mich so heftig überfallen hatte: Es war die schmerzliche Erkenntnis, von diesem mir doch so ans Herz gewachsenen schönen Thüringerland für lange, lange Zeit, vielleicht für immer, Abschied nehmen zu müssen. Der nach dem tückischen Kesseltreiben im Juli gefaßte Entschluß, mir und meiner Familie, sobald es sich mit einiger Erfolgsaussicht durchführen lassen würde, in Westdeutschland eine neue Existenz zu gründen, hatte ganz offenkundig inzwischen einen solch unwiderruflichen Charakter angenommen, daß innere Empfindungen zwar noch klagend dagegen aufbegehrten, das Beschlossene aber nicht mehr umzukehren vermochten.

Dabei schien die Entwicklung, äußerlich gesehen, in eine ganz andere Richtung zu weisen. Denn schon am nächsten Tag, einem Sonnabend, erhielt ich von der Bibliothek ein Schreiben mit der Aufforderung, mich am Montag, 26. September, 8.30 Uhr in der Landesbibliothek zu einer Besprechung einzufinden. Die Neugier trieb mich noch am gleichen Vormittag in die Bibliothek, wo ich als erstem Herrn Dr. Iwan in die Hände lief. Mit einem vielsagenden, verschmitzten Lächeln deutete er mir an:

"Ja, lieber Herr Kollege, wenn Sie am Montag früh kommen, bringen Sie am besten gleich Ihr Frühstücksbrot mit!"

Wie er noch hinzufügte, solle das ganze Verfahren sehr zuungunsten der Ankläger ausgelaufen sein; denn Dr. Pflaume und ich dürften unsere Dienstgeschäfte wieder aufnehmen. "Zwar wird es kaum ganz ohne Rüge abgehen", meinte er einschränkend, "aber die wird sich vielleicht nach allem, was zuvor gesche-

hen ist, noch verkraften lassen. Ein schönes Wochenende alsdann, Herr Kollege, und eine fröhliche Wiederkunft am Montag!"

Natürlich atmete ich auf bei dieser Kunde. Echter Jubel wollte sich indessen nicht einstellen. Zu deutlich erinnerte ich mich der bekannten Lenin'schen Weisung, im taktischen Wechsel zwei Schritte voranzusetzen und dann einen Schritt wieder zurückzuziehen. In unserem konkreten Falle hatte man sich jetzt offenbar angeschickt, den bereits ausgestreckten Fuß wieder um eine Länge zurückschnellen zu lassen; doch was würden uns danach die nächsten beiden Schritte in die Vorwärtsrichtung bescheren? So schrieb ich denn auch am Sonntag abend nicht ohne Skepsis an meine Eltern nach Waldenburg:

"Nun, ich will abwarten, was morgen herauskommt. Vorerst weiß ich noch nicht, ob ich mich freuen soll. In arbeitsmäßiger und finanzieller Hinsicht ist diese Lösung für h i e r aber doch entschieden die beste."